

**Ein Forstmann über Wald und Wild:**

# „Des Försters größte Freude ist ein totes Reh, das nicht mehr frißt“

**Vor nicht langer Zeit wurde der Beruf des Försters automatisch auch mit der Hege des Wildes und waidgerechter Jagdausübung verknüpft. Forstdirektor a. D. Kurt Reulecke, ehemaliger Leiter des Harzforstamtes Andreasberg und Rotwildexperte, hat erhebliche Zweifel, daß dies auch zukünftig noch der Fall sein wird und sorgt sich um den Fortbestand jagdlicher Ethik. Lesen Sie im folgenden Auszüge aus einem Vortrag Kurt Reuleckes vom März dieses Jahres beim Rotwildring Ahrweiler.**

**E**in schöner und erfolgreicher Jagdtag ging zu Ende. Der Forstamtsleiter überreichte den Schützen die Brüche. Als letzter erhielt er, wie es guter Brauch ist, von einem seiner Mitarbeiter den Bruch für ein erlegtes Reh.

Dieser Forstmann sagte dabei nicht schlicht „Waidmannsheil“, sondern trug mit markiger Stimme das Ergebnis seiner Reimübungen vor (siehe Titel).

Die Sprache reflektiert den Zeitgeist, sie transportiert Wertvorstellungen. Im Bereich der Jagd begann das mit der sprachlichen Substitution des Rothirsches als nunmehr „großer brauner Rindenfresser“, dem die Ersatzbezeichnung „kleiner roter Knospenbeißer“ für das Reh folgte.

Beides war noch vergleichsweise harmlos, eher an die studentische Lust am Spiel mit Worten erinnernd als an Boshaftigkeit. Die nächste Stufe, die Forderung, „den Wald mit Blei zu düngen“, war schon von anderer Art. Gemeint war die

Lösung der Verbiß- und Schälschäden durch radikalen Abschub vor allem des Rot- und Rehwildes. Ob dabei an Bleischrote gedacht war, sei dahingestellt. Es kam noch schlimmer. Der Satz „Nur ein totes Reh ist ein gutes Reh“ ist erschreckend brutal. Er reflektiert eine Geisteshaltung, die nicht nur manchen Jäger erschreckt, sondern auch Nichtjäger im In- und Ausland an eine schlimme Epoche deutscher Geschichte erinnert. Dazu paßt der Satz eines bekannten, inzwischen verstorbenen Zoodirektors: „Laßt doch die Rehe verrecken.“

Seien wir uns darüber im klaren: Das Denken lenkt die Sprache, es führt zu Wortschöpfungen und einprägenden Sätzen, zu positiv und negativ besetzten Begriffen. Doch auch umgekehrt können Begriffe das Denken prägen, das Handeln beeinflussen und schließlich legitimieren.

So wurde Schritt für Schritt ein Feindbild vom Rot- und Rehwild aufgebaut. Man muß nach der geistigen Führerschaft fragen, wenn ein junger Forstmann, der gerade die Fachhochschule verlassen hat, im Anblick eines Rotwildrudels sagt: „Da stehen diese Mistviecher ja schon wieder rum.“

## Vorbildfunktion der Forstbeamten

Wer die Szene kennt, weiß, daß es in der Forstverwaltung und unter Forstwissenschaftlern sachlich argumentierende Männer gab und gibt, die in Sorge um den Wald die Duldung zu hoher Schalenwildbestände, die zweifelsfrei schlimme Schäden verursachten, beklagten und die Verminderung forderten. Die Jäger wären gut beraten gewesen, wenn sie schnell und angemessen auf die

Sorgen, festgeschrieben in einem Aufruf und unterzeichnet von 100 Forstwissenschaftlern, reagiert hätten.

Daneben gab es eine kleine Gruppe von Forstleuten mit hoher Intelligenz, aber nicht immer kontrolliertem Verstand. Solche Menschen sind nicht selten Lieblinge der Medien. Sie stritten in der Sache mit Fanatismus und traten die Jäger einzeln und auch pauschal so kräftig vor die Schienbeine, daß die Gegenreaktion nicht ausblieb. Wer meine Veröffentlichungen kennt, weiß, daß ich vor einer falschen Auslegung des Hegebegriffes gewarnt und Fehlentwicklungen hart attackiert habe, lange bevor das modern wurde. In der jagdlichen Praxis konnte ich als Geschäftsführer des Rotwildringes Harz dazu beitragen, den Rotwildbestand drastisch zu senken, ohne seine Struktur zu zerschlagen. Mein Nachfolger, Forstoberrat Kühl, hat das fortgesetzt, und die im Erlaß vorgegebene Zieldichte ist im Westharz erreicht.

Ich erwähne das, weil die harte Kritik am jagdlichen Geschehen in manchen Staatswäldern legitim sein muß.

Eine Jägerschaft wie die im Harz, die auf einer Fläche von rund 100 000 ha über Jahre zwischen 2000 bis 3000 Stück Rotwild erlegte, in der Kernzone fünf Stück je 100 ha, mußte mit harten Eingriffen jagen. Die Waidgerechtigkeit blieb dabei über viele Jahre nicht auf der Strecke, und wir haben es mit der geforderten Vorbildfunktion der Forstbeamten auf

**Rotwild am Scheideweg – natürlicher Bestandteil heimischer Wälder oder Schädling im „Holzwirtschaftsgestänge“?**

Foto: B. Wismann-Steins

jagdlichem Gebiet ernstgenommen. Ob man das heute in allen Landesforsten noch sagen kann, erscheint mir zweifelhaft. Neben Jagd- und Revierleitern, die Waidgerechtigkeit noch mit tierschutzgerechtem Jagen übersetzen und entsprechend handeln, gibt es andere, deren Unterscheidungs- und Hemmungsvermögen eher unterentwickelt ist.

Alttiere vor den Kälbern zu erlegen, wird von ihnen schon als normal betrachtet. Rotwild, Sauen und Rehe werden beschossen, egal, wie sie stehen, spitz von vorn und spitz von



hinten. Die Keulen-, Pansen- und Gescheideschüsse mehren sich. Der ohnehin schon schlepende Absatz erlegten Wildes wird dadurch noch schwieriger. Wildbret, angereichert mit Pansenbrei, ist nicht geeignet, Kunden zu werben. Die Zahl angeschnittenen oder verluderten Wildes steigt mit der Häufung gewagter Schüsse auf zu weite Entfernungen oder bei schlechtem Licht.

Verwaiste Kälber oder Kitz in steigender Zahl machen deutlich, wie es um die „Vorbildfunktion“ der Forstbeamten manchen Ortes bestellt ist.

Auch im Harz gibt es seit wenigen Jahren örtlich Zeichen für einen anderen Zeitgeist. Noch sind es nicht viele, denen ein Strich in der Streckenliste wichtiger ist als im Wild ein Mitgeschöpf zu sehen, dem auch bei harter Bejagung Qualen möglichst zu ersparen sind.

Es genügt nicht, alternative Jagdmethoden zu propagieren, man muß sie auch beherrschen.

Die Drückjagden sind oft schlecht vorbereitet, Einstände werden in kurzer Folge mehrfach durchgedrückt, und was sich in Gattern in manch berühmtem Forstrevier abspielt,

verschweigt des Sängers Höflichkeit besser.

Wildschäden sind hauptsächlich, jedoch nicht ausschließlich eine Folge zu hoher Bestände. Wenn wir die sozialen Strukturen gedankenlos zerstören oder bei unseren ohnehin zu langen Jagdzeiten (acht Monate im Jahr z. B. beim Rotwild) die Tiere fast pausenlos unter Feuer nehmen, steht das Wild zunehmend länger in den Dickungen. Die Schältschäden sinken dann nicht parallel zur Verminderung, sie bleiben oft auf gleicher Höhe oder steigen gar an.

Wir Deutschen neigen zu Ex-

tremen. Wenn wir hegen, treiben wir es bis zur Pervertierung der großartigen Idee einer wohlverstandenen Hege im Sinne des § 1 des Bundesjagdgesetzes.

Vermindern wir zu hohe Bestände, entwickeln Fanatiker ein Feindbild und jagen nicht mehr mit Anstand, sondern mit der Mentalität eiskalter Killer.

Diese Art des Jagens wird eine kritische Öffentlichkeit nicht akzeptieren. Dagegen rechtzeitig zu agieren, ist besser, als – wie so häufig – später unter Zwang reagieren zu müssen. □

